

Die Geschichte der Freiheit im Westen Eine Annäherung unter dem Aspekt von Kontext

*Festansprache gehalten beim Festkommers der
Karlsruher Burschenschaft Tulla am 11. Mai 2018*

Vor hundert Jahren lagen unsere Urgroßväter in den Schützengräben nur rund 120 Kilometer von hier entfernt und kämpften um ihr Leben. Sie waren hineingeworfen worden in den blutigen Schlamm der Bombenkrater aus einer Welt, die kurz zuvor in der höchsten Blüte zu stehen schien. Der technische Fortschritt hatte immer neuere Dimensionen der Welt eröffnet und die Menschen näher aneinandergerückt: Dampfschiff und Telegraph, Film und Luftfahrt, Automobil und Telephon. Die Medizin machte ungeheure Fortschritte dank Menschen wie Louis Pasteur, Wilhelm Conrad Röntgen und Robert Koch. Lebenserwartung und Lebensqualität erhöhten sich exponentiell. Europa blühte kulturell von Picasso bis Puccini, von Selma Lagerlöf bis Claude Monet. Eine Welt voll eitel Sonnenschein, die urplötzlich in den Abyss stürzte. Ein Höllensturz, wie es ihn seit Menschengedenken nie gegeben hatte.

Ich möchte hier gerne ein Begriffspaar vorstellen, das möglicherweise dazu beitragen kann, zu erklären, wie es zu diesem Höllensturz kommen konnte. Von dieser Begrifflichkeit aus können wir vielleicht auch besser verstehen, wie wir zu jener offenen und freien Gesellschaft gekommen sind, die in der Zeit vor Beginn des ersten Weltkriegs schon einmal in voller Blüte gestanden hatte, und von deren Segnungen wir heute so sehr profitieren. Ich möchte zu Ihnen über Kontext und Dekontextualisierung sprechen.

Der erste Weltkrieg – und erst recht die daraus folgende Veränderung der ideologischen und tatsächlichen Landkarten, und natürlich auch der zweite Weltkrieg – sind Ausdruck einer ihnen vorausgehenden Dekontextualisierung. Das wird besonders anschaulich, wenn man sich die Tötungsmaschine ansieht, die ab 1914 in Gang gesetzt wurde: Maschinengewehre, Mörsergeschütze und Giftgas haben das Töten zu einem Prozess gemacht, der die Kampfbegegnung zwischen Mann und Mann ersetzte. Wer in einem Flugzeug in den Lüften schwebte oder sich in einem Panzer hinter dicken Metallplatten verschanzte, nahm nicht mehr wahr, was er tat, wenn er den Abzug drückte. Einem anderen Menschen das Leben zu nehmen, wurde zu einem anonymen Vorgang und damit aus seinem Kontext gerissen.

Dieses maschinelle Töten wurde aber nicht nur möglich durch den technischen Fortschritt. Es steht symbolisch für dahinterliegende Entwicklungen in der Gesellschaft. Drei Beispiele von Dekontextualisierung in jener Zeit sollen verdeutlichen, was ich damit meine:

Das erste Beispiel ist Geschichtsvergessenheit. Obwohl das 19. Jahrhundert die große Zeit der Geschichtsschreibung war, verlor in vielen Diskursen Geschichte ihre Bedeutung. Ja, das vermeintliche Wissen, das man über die Geschichte gewann, schien den Historiker zum Herrn über die Geschichte zu machen. Wie der Ingenieur, der Physiker und der Mediziner wollte der Geschichtsschreiber die Welt beherrschbar machen, indem er sie erklärte – und sich so ihrer bemächtigte. Im Prozess der Vermessung der Welt, wie Daniel Kehlmann seinen berühmten Roman betitelte, wurde Geschichte zu einem Gegenstand. Der Historiker verstand sich nicht mehr als Teil der Geschichte, sondern als über der Geschichte stehend.

Im sogenannten Historismus in der Architektur reproduzierte man mit neogotischen, neoromanischen oder neobarocken Bauten vergangene Stilepochen wie aus einem Einrichtungskatalog. Und im Entstehen des politischen Konservatismus, wie ihn Joseph de Maistre prägte, verabschiedeten sich dessen Vordenker von der Vorstellung, dass Tradition ein Prozess ständigen Wachstums sei. Stattdessen huldigten sie einer unhistorischen und abstrakten Vergangenheit; einer Vergangenheit, die ihrem Kontext enthoben war, kein Gestern kannte und erst recht kein Morgen. Indem man eine erträumte Geschichte glorifizierte wie die Konservativen oder in ihr wie Marx einen notwendigen Ablauf zu entdecken glaubte, als ob es sich um Naturgesetze handle, löste man sich selbst aus dem Kontext des Prozesses geschichtlicher Entwicklung.

Das zweite Beispiel ist der Protektionismus. Diese alte Krankheit hatte in der Zeit nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs wieder Hochkonjunktur erlangt. Im Gefolge der – jetzt ganz wörtlichen – Konjunkturprobleme nach dem sogenannten Gründerkrach von 1873 hatte Bismarck der Wirtschaftspolitik, die bis dahin von der Idee des Freihandels maßgeblich bestimmt gewesen war, eine vollständige Kehrtwende verordnet. Schon im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts hatten Regierende versucht, mit Hilfe von Schutzzöllen die heimische Wirtschaft auf Vordermann zu bringen. Die Folge war ein bankrotter Staat gewesen, an dessen Ende tatsächlich die Köpfe rollten. Den Fehler zu wiederholen, schickte sich nach einer beispiellosen Freihandelsepoche um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur das Deutsche Reich an: Die allermeisten Staaten Europas erhöhten ihre Zölle zwischen 1875 und 1913 um 50, 100 oder in einigen Fällen um vier- bis fünfhundert Prozent.

Gleichzeitig mit der Schutzzollpolitik ließ die deutsche Regierung auch den großen Industrien immer mehr Schutz – Protektion – angedeihen. Kartelle und Korporatismus, die Kungelei von Staat und Wirtschaftsakteuren, traten seit Mitte der 1870er Jahre einen Siegeszug an. Ganz bewusst wurde mit dieser veränderten Wirtschaftspolitik der Kontext zerstört: Der Kontext, der sich in weltweiten Handelsbeziehungen manifestierte, in der Zusammenarbeit und dem Austausch über Grenzen hinweg. Und auch der Kontext, der im fairen Wettbewerb der Marktteilnehmer besteht. Diese Frühform der Planwirtschaft lebte davon, dass sie ökonomische Prozesse aus dem natürlichen Kontext herauslöste und der Steuerung durch die Politik unterwarf.

Der Nationalismus soll als drittes Beispiel dienen. Nationalismus ist das Bastardkind von Egalitarismus und Xenophobie, von Gleichmacherei und Fremdenfeindlichkeit. Beide Erzeuger des Nationalismus sind zutiefst verbunden mit dem Phänomen der Dekontextualisierung. Der Egalitarismus im Nationalismus fordert, Menschen primär als Deutsche einzuordnen, als Spanier, Bulgaren oder Schweden. „Kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ rief Kaiser Wilhelm II. Anfang August 1914 im Reichstag aus. Der Kontext der Männer, die an der Front verheizt wurden, der Witwen und Waisen, die zuhause hungerten, war niemals Deutschland gewesen. Ihr Kontext war Wuppertal oder Breslau, Lübeck oder Aschaffenburg. Der Nationalismus riss sie aus diesem realen, erfahrbaren, handfesten Kontext heraus, verwandelte sie in Deutsche und warf sie dann in das mörderische Inferno der Front.

Zugleich verwandelte der Nationalismus wie ein böser Fluch Nachbarn zu Feinden und zerbrach Formen des Zusammenlebens, die sich über Jahrhunderte herausgebildet und bewährt hatten. Schon die Großeltern hatten nebeneinander gelebt, Geschäfte miteinander betrieben, hatten dieselbe Kirche besucht und in derselben Gastwirtschaft das Feierabendbier genossen. Mit der Fremdenfeindlichkeit des Nationalismus setzte sich in ihren Köpfen und Herzen nun plötzlich die Vorstellung durch, dass all diese Gemeinsamkeiten, diese geteilte Geschichte, dieses sorgfältig erarbeitete Vertrauen zurückzustehen habe hinter der Tatsache, dass der eine Böhme sei, der andere Ruthene und der dritte Deutsche. Dieser Prozess der Dekontextualisierung durch den Nationalismus, der etwa hundert Jahre zuvor langsam zu keimen begonnen hatte, führte dann zu den Bürgerkriegen und Pogromen, Vertreibungen und Genoziden, die sich ab 1918 über viele Jahrzehnte wie die Pest in ganz Europa ausbreiteten.

Doch nun genug der düsteren und bedrückenden Beobachtungen. Wir sind hier schließlich bei einem Festkommers und nicht bei einer Gedenkveranstaltung. Kontext. Schauen wir auf dieses Prinzip, das der Menschheit im Laufe ihrer Geschichte so vieles geschenkt hat: Gesundheit und Wohlstand, Frieden und Heimat, Kultur und Wissenschaft – und vor allem ein wachsendes Maß an individueller Freiheit. Wo finden wir das Prinzip des Kontexts in unserem Leben und in unserem gesellschaftlichen Miteinander?

In Geschichte und Tradition: Das, was vor uns war, was Menschen vor uns gedacht und getan haben, was sie erlernt, weitergegeben und verbessert haben, ordnet uns in einen Kontext ein. Und zugleich öffnet sich dieser Kontext auch auf die Zukunft hin. So wie Menschen früherer Zeiten ihre Verantwortung wahrgenommen haben, so müssen auch wir unsere Entscheidungen nicht nur für uns selbst treffen, sondern auch im Blick auf kommende Generationen. So wie Ihr Namensgeber Johann Gottfried Tulla den Rhein als Lebensraum erschloss, so sind auch Sie in

Ihrer Zeit gerufen, Ihren Beitrag zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse zu leisten. So wie Friedrich Hecker, Amalie und Gustav Struve vor 170 Jahren in der Badischen Revolution die Fahne der Freiheit hochhielten, so dürfen auch heute unsere Stimmen nicht verstummen, wenn es gilt, für Rechtsstaat und Marktwirtschaft, Meinungsfreiheit und Demokratie einzustehen. Wir alle sind Teil einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die größer ist als wir alle, die uns in einen Kontext einbettet über die Generationen hinweg, und unserem Leben Sinn und Ziel geben kann. Auch das Gefühl von Heimat ist Kontext: Jene Orte, wo wir wichtige Erfahrungen unseres Lebens gemacht haben. Wo Menschen wohnen, die uns am Herzen liegen. Jenes Dorf oder jenes Stadtviertel, wo wir die Straßen und Geschäfte nutzen wie ein erweitertes Wohnzimmer. Der Dialekt unsere Heimat, dessen Klang in der Ferne in uns ein Gefühl spontanen Wohlbefindens hervorruft. Das trockene Beobachten des Flensburgers, die launige Jovialität des Mainzers, die Verschmitztheit des Sachsen und die Gemütlichkeit des Niederbayern – das sind Zugänge zur Welt, die uns vertraut sind. Dieses geteilte Selbstverständnis, das uns unsere Heimat gewährt, gibt uns die nötige Selbstsicherheit, um auch in der Fremde zu bestehen. Wer in der Heimat feste Wurzeln hat, der kann sich öffnen für Neues ohne sich selbst zu verlieren.

Das Prinzip des Kontexts findet sich auch in unseren Werten und Überzeugungen. Indem wir unserem Leben Ziele geben, uns selber Grenzen setzen und unsere Vorstellung von Recht und Unrecht in konkrete Grundsätze umsetzen, übernehmen, finden und entwickeln wir Werte. Diese Werte binden uns ein in einen Zusammenhang: in den Zusammenhang unserer Religion oder Lebensphilosophie; und in den Zusammenhang unserer Eltern, Geschwister, Partner, Freunde, Kommilitonen und Kollegen. Sie ordnen unser Leben, Denken, Handeln und Reden ein in einen größeren Kontext. So wird das, was wir tun und sagen, zu einem Akt zielgerichteter Kommunikation, und ist nicht das unberechenbare, willkürliche Handeln und Reden eines selbstzentrierten Egoisten.

Und auch im Diskurs, den wir pflegen, spielt Kontext eine große Rolle. Nicht nur, dass ohne Kontext – inhaltlichen und menschlichen – jede Form der Kommunikation völlig sinnlos wäre. Durch unsere Kommunikation schaffen wir auch Kontext und konkretisieren ihn. Der Akt, sich auf einen anderen einzulassen, ihn wahrzunehmen, ihm zuzuhören, ihm zu erwidern, ist eine Akt des Beziehungsaufbaus. Im Diskurs schaffen wir menschliches Miteinander und bereiten so den Boden für all das, was unser Leben lebenswert macht: Wir ermöglichen Austausch – materiellen und inhaltlichen. Wir lernen voneinander. Und wir stiften Frieden, Freundschaft und liebevolle Zuneigung. Was für armselige Wesen wir doch wären, wenn wir nicht mit Hilfe unserer Sprache immer neuen Kontext für uns ermöglichen könnten.

Eine weitere Ausdrucksform des Prinzips Kontext sind Tausch und Markt. Anders als uns die Kritiker des Marktes gerne glauben machen wollen, ist die Logik des Marktes nicht eiskalte Berechnung und egoistische Selbstbereicherung. Ganz im Gegenteil: die Logik des Marktes ist die des „doppelten Dankeschön“. Wenn wir etwas kaufen, dann sagen wir als Käufer „Danke“ – und auch der Verkäufer bedankt sich. Denn durch diese Transaktion haben wir uns beide bessergestellt – jeder hat dem anderen etwas geben können, das dieser sich wünschte oder brauchte. Der Markt war von Urzeiten her immer ein Friedensstifter. Nicht nur, weil es blödsinnig ist, meinem Handelspartner die Keule über den Kopf zu ziehen, wenn ich mit ihm noch Geschäfte machen möchte. Sondern auch, weil hier menschliches Wohlwollen und Verständnis hervorgebracht werden – mit dem Bäcker um die Ecke ebenso wie mit der Vertriebsleiterin des Zulieferers aus Brasilien. Der Tausch stellt mich besser als zuvor (sonst würde ich ihn nicht vornehmen) und ermöglicht mir zugleich, mich in immer neuen Kontext zu setzen. In den Kontext einer nutzbringenden Geschäftsbeziehung. Aber auch in den Kontext menschlicher Kontakte, wo die Marktsituation unzählige Menschen Tag für Tag Tugenden trainieren lässt wie Ehrlichkeit, Verlässlichkeit, Höflichkeit und Toleranz.

Kontext ist schließlich auch die Grundvoraussetzung dafür, dass wir uns überhaupt entwickeln können; dafür, dass wir weder als Amöben im Urmeer schwimmen noch uns von Ast zu Ast schwingen. Kontext hat dafür gesorgt, dass wir heute mit Penicillin unzählige Menschenleben retten, dass wir im Internet in Sekundenschnelle unsere Wissenslücken füllen können und dass wir

Systeme freiheitlich-demokratischer Rechtsstaaten haben. Denn, dass wir in Kontexten stehen, ermöglicht es uns, zu lernen. Diese Kontexte können Herausforderungen sein, auf die wir Antworten finden müssen. Sie können uns Kritik und Korrektur bieten, anhand derer wir einen Gedanken oder einen Gegenstand verbessern. Diese Kontexte ermöglichen es uns, dass wir uns anpassen. Und sie bereichern uns mit neuen Perspektiven und Möglichkeiten.

Es ist spannend zu beobachten, wie nach dem katastrophalen Zusammenbruch der Welt im Krieg, nach dem sich anbahnenden Triumphzug von Materialismus und Nationalismus, allenthalben Menschen anfangen, nach Antworten auf diese Krise – auf diese Dekontextualisierungs-Phase – zu suchen. Karl Marx hatte schon den richtigen Riecher gehabt, als er in den 1840er Jahren den Begriff Entfremdung in die Debatte einführte – leider in einem irreführenden Zusammenhang. Die Vordenker der Psychologie in jener Zeit – Freud, Adler, Jung – befassten sich mit dem Menschen, der herausgerissen ist. Dichter und Schriftsteller wie Gottfried Benn, Franz Kafka und Robert Musil, Maler wie Max Beckmann und George Grosz versuchten, den Verlust von Kontext einzufangen und zu veranschaulichen. In der Philosophie rangen Leute wie Albert Camus und Hannah Arendt mit diesen Fragen.

Der bedeutende jüdische Denker Martin Buber, der von 1916 bis 1938 unweit von hier in Heppenheim lebte, entwickelte in seinem 1923 erschienenen Buch „Ich und Du“ eine Antwort, die jene uralte Erfahrung des Menschen wieder aufgriff. Er wandte sich gegen das Kreisen um sich selbst, das Abkapseln und die Abschottung. Seine Überzeugung lautete: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“ Unsere Individualität und Freiheit können erst entstehen und wachsen im Kontext menschlichen Miteinanders. Der Mensch ist eben, wie es Aristoteles vor über 2300 Jahren formulierte, ein „Zoon politikon“, ein auf Gemeinschaft hin ausgerichtetes Wesen. Wo er sich diesem Kernbestandteil seines Wesens zugewandt hat, hat der Mensch die hervorragendsten Früchte der Zivilisation hervorgebracht.

Dass sich Freiheit und die Achtung vor dem Individuum durchsetzen konnten und können, liegt daran, dass Menschen sich immer und immer wieder auf das Prinzip des Kontexts einlassen. Die Bejahung von Kontext ist die Grundbedingung für das Entstehen von Zivilisation. Erst dadurch werden Handel und Erkenntnisgewinn möglich, Demokratie und Rechtsstaat, Tradition und Werte. Kontext ist das Lebenselixier der offenen Gesellschaft und der Nährboden individueller Freiheit.

Hundert Jahre nach dem Ende des ersten Weltkriegs ist es angebracht, aus diesen Erfahrungen unsere Lehren zu ziehen. Ich meine, dass die wichtigste Lehre die sein sollte, sich den Tendenzen zur Dekontextualisierung entgegenzustellen. Schneiden wir uns nicht ab vom Austausch mit anderen Menschen. Suchen wir den Dialog und auch die Herausforderung, die Kritik. Identitätspolitik und Protektionismus, Klassenkämpfe und Grenzmauern sind Gift für die Freiheit. Stürzen wir uns stattdessen in die Welt hinein. Lassen wir uns ein auf andere Menschen und andere Ideen. Dann können wir erleben, wie sich unsere äußere und innere Freiheit entfalten und unser Leben unendlich bereichern.

Der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig schrieb 1936 in einem Essay unter dem Titel „Die geistige Einheit Europas“:

„Wir müssen eine Jugend lehren, den Hass zu hassen, weil er unfruchtbar ist und die Freude des Daseins, den Sinn des Lebens zerstört, wir müssen die Menschen von heute und morgen erziehen, in weiteren Dimensionen zu denken und zu fühlen. Wir müssen zeigen, dass es Engherzigkeit und Absperrung bedeutet, Kameradschaft nur im eigenen Kreise, im eigenen Lande zu begrenzen. Wir müssen am eigenen Beispiel zeigen, wir Älteren, dass freies Bewundern fremder Werte die innere Kraft der Seele nicht mindert, sondern im Gegenteil nur erweitert und dass nur dem Menschen immer wieder eine neue geistige Jugend geschenkt ist, der sich seinen Idealismus und Enthusiasmus zu erneuern weiß. Wir dürfen um der Wahrheit willen nicht verschweigen, dass mächtige egoistische Kräfte jeder Verständigung entgegenarbeiten. Seien wir also entschlossen und geduldig zugleich: Lassen wir uns nicht beirren durch alle Unvernunft und Unhumanität der Zeit, bleiben wir dem zeitlosen Gedanken der Humanität treu – es ist nicht so schwer! Überall können einige Menschen, die guten Willens sind, das Wunder vollbringen, sich zu verstehen.“

Ihre Vorgänger hatten das im Blick, als sie vor 125 Jahren als Ziel Ihrer Verbindung formulierten, „durch gegenseitige Anregung und Unterstützung die wissenschaftliche Bildung seiner Mitglieder zu fördern und sie in einer Gemeinschaft zu vereinen“. Kontext – hier erfahren sie ganz konkret seine Bedeutung: im Leben auf dem Haus, im Austausch mit Ihren alten Herren und in den Werten, die sie sich aneignen. Machen Sie weiter so – denn, wie Zweig schreibt: „Überall können einige Menschen, die guten Willens sind, das Wunder vollbringen, sich zu verstehen.“